Wolf-Dieter Storl

Mein amerikanischer Kulturschock

WOLF-DIETER
STORL

MEIN AMERIKANISCHER KULTUR-SCHOCK

Meine Jugend unter
Hillbillies, Blumenkindern
und Rednecks

kailash

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung geprüft werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung ist daher ausgeschlossen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe
© 2017 Kailash Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Lektorat: Dr. Willi Dommer
Umschlaggestaltung und Layout: ki 36 Editorial Design,
Daniela Hofner München
Autorenfoto: © privat
Umschlagmotiv: benoitb/istockphoto
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-424-63154-8

www.kailash-verlag.de

Inhalt

Vorwort 11

Teil I
Studentenleben: Abstieg in die wirkliche Welt 15

Die Wildnis der Schildkröteninsel 17 • Das Brummen der Großstadt 21 • Leistungsdruck 24 • Steppenwolf in nächtlichen Gassen 27 • Sigmund Freuds Enkel 29 • Nerds und Urchristen 32 • Jisse-gubli-fane-gong 34 • Entzug in der Klapse 35 • Kornblumenblaue Augen 38 • Goodbye, sweet Ginny 42 • Allein kommst du nicht in den Himmel 46 • Alligatorsümpfe Georgias 50 • Hallo und Adieu 53 • Irischer Blues 58 • Kaderschmiede der Grünen Revolution 59 • Rat vom älteren Bruder 67 • Beatniks 70 • Der alte Kutschenschuppen 74 • Nach Mexiko mit zehn Dollar in der Tasche 79 • Indios und Hobos 90 • Emmaus Haus 95 • Riesenechsen und Kerbtierchen 98 • Kennedys Tod 100 • Eine tückische Parkuhr 101 • Die Fee aus dem Stechpalmenwald 105 • Hillbillies 108 • Ein magisches Pülverchen 114 • Fluchtversuch 117 • Reise nach Nashville 119 • Schwarze Kirschen 124 • Anthropology 129 • Landstreicherei 133 • Yellowstone 136 • Powwow 138 • Electric Peak 142 • Kalifornien, Gras und Früchtchen 146 • Sozialkritische Kackwurst 152 • Blumenkinder und California Dreaming 154 • Sadie Hawkins und ihr Clan 159 • Ländlicher Aberglaube 165 • Eisige Hölle 167 • Gesellschaft in Bewegung: 1965 169 • Kindersegen und Eheträume 173 • Der Adena Medizinmann 175 • Licht aus dem Dritten Auge 179 • Scherben und trockene Knochen 180 • Heißer Herbst 182 • Striptease 185 • Psychonauten 186 • Luzifers Sturz 190 • Die rothaarige

Zauberin 194 • Matrix der neuen Zeit 196 • Tarzan-Witze 200 • Befreit durch Acid 203 • Winter des Wahnsinns 206 • Die roten Revolutionäre und der Priester des Amon Ra 208 • Kaktus und kaputte Puppen 213 • Ein neuer Morgen 215 • Graduation 217

Teil II
Assistenten und Geisterbeschwörer 221

Streckenarbeiter 224 • Dachdecker 225 • Dalias Superbaby 227 • Am Busen der Weisheit 229 • Kerzenlicht und eine Narzisse 234 • Brady Lake 237 • Wo die Indianer ihre Kanus trugen 239 • Die Siedlung der Spökenkieker 242 • Typische Winter-Séance 244 • Hippie-Hochzeit 249 • Ein Anthropologe im soziologischen Labyrinth 255 • Platte Autoreifen und vergammelte Schnitzel 260 • Wieder mal so 'ne Utopie 262 • Erdgebundene Geister und schwebende Trompeten 265 • Dorfsheriff 269 • Wildkatze 272 • Sensible Neandertalerin 273 • Vietnam-Demo 275 • Besuch von der »wahren Familie« 278 • In Plastik gehüllte Seele 282 • Beim Psychiater 283 • Ansturm der Geister 284 • Ankunft des großen Mediums 287 • Das Gala-Fest 289 • Glaubst du das etwa? 292 • Einlullende Orgelklänge 295 • Eine Kräuterfrau 298 • Hunnen vor dem Tor 299 • Verdammte Antibabypille 302 • Oskar will dich sprechen 304 • Indianertag 305 • Entfaltungskurs: Wie man Medium wird 308 • Enttäuschte Mysterienschüler 312 • Unter dem Pflaster liegen Indianerknochen 315 • Warum willst du hier ewig rumhängen? 318 • Eine kleine Hexe verzaubert Louanna 320 • Musterung und Einberufung zum Militär 322 • Verschwörungstheoretiker unerwünscht 324

Teil III
Der Dozent lebt gefährlich 329

East Liverpool 332 • Dunkle Geschäfte im Pfannenstiel 334 • Leben ohne TV 336 • Bergleute, Flussratten und andere Rednecks 338 • Vorlesungen 340 • Neue Freunde 344 • Anthropologists unter sich 347 • Prophetin Margaret Mead 348 • Tabakhändler 352 • Blütenstaub 354 • Martin Luther Kings Tod 355 • Bar-Studien 357 • Die Götter lassen sich nicht veräppeln 359 • Zahn ziehen 362 • Eingeklemmt 362 • Schwimmen im Bergbach 363 • Reisepläne 364 • Fahrt ins Irrenhaus 365 • Die entmachtete Machtelite 367 • Amerikanische Touristen in old Europe 374 • Back Home in den USA 376 • Neue Nachbarn 377 • Ausgerissen 378 • Berufsziel: Heroin-Pusher 379 • Ein Beagle vom Vater 382 • Zigaretten holen 383 • Miete zahlen 385 • Vigilantes – Bürgerwehr 386 • Schlagring und lockere Zähne 389 • Ab über die Grenze 392 • Gekaufter Revolutionär 396 • Flucht in der Nacht 396

Teil IV
Das Verglühen des *Summer of Love* 399

Jobsuche 403 • Kultur der Armut 404 • Rowlands Haschisch-Sekte 411 • German Village 414 • Kassam und Jaques le Rouge 416 • Heldengedenktag 417 • Der Pornohändler 421 • Stress und verspannte Nerven 424 • Pimps und unglückliche Mädchen 426 • Frische Feigen und Fladenbrot 427 • Der Adler ist gelandet 430 • Kleine grüne Männlein 432 • Rassenunruhen in Columbus 434 • Honky-Tonk Country Bar 435 • Woodstock 438 • Der normale alltägliche Wahnsinn 441 • Pinocchio 444 • Schaufensterdekorateurin 444 • Besuch von der Mafia 446 • Kabinensex 448 • Besorgte Schwester 449 • Ausgeträumte Hippie-Träume 451 • Verdorbenes Bier 454 • Menzel 456 • Ich werde jemanden killen 459 • Ungünstige Vorzeichen 460

Nachhall 465
Nachwort 473

Vorwort

Wer den Himmel im Wasser sieht,
sieht Fische auf den Bäumen.

Mein Freund Frank fragte mich mal, was ich damals als Student in Amerika oder überhaupt so an der Universität gemacht habe: »War wohl ’n typisches eventloses, langweiliges Studium?«

»Nee«, gab ich zur Antwort, »eigentlich nicht. Es war ja die Zeit der Blumenkinder, der Hippies, des Vietnamkrieges, der sexuellen Revolution; da ging es heftig zu, da steckte ich mittendrin.«

»Schreib doch mal was darüber«, sagte er, »die 60er Jahre in den USA: Das war doch eine historisch spannende Zeit, eine Zeitwende, sozusagen. Und die hast du hautnah miterlebt. Als Zeitzeuge, sozusagen. Das wäre doch interessant zu erfahren, wie du das persönlich erlebt hast.«

»Nun, ich weiß nicht, ob das was bringt«, wehrte ich ab, »erstens gelte ich als Kräuterexperte, Ethnobotaniker, eventuell auch als jemand, der sich in Mythologie und Märchen auskennt. Und wenn ich da über diese Zeit schreibe, würde das doch aus dem Rahmen fallen. Außerdem war ich damals jung, noch nass hinter den Ohren und ziemlich egoistisch, wie man es eben in diesem Alter ist. Ich war damals ein anderer Mensch. Ähnlich wie der Körper, in dem in einem Zeitraum von sieben Jahren jede Zelle gegen eine neue ausgetauscht wird, so wandelt und verwandelt sich auch unsere Seele.«

»Ja, aber irgendwas bleibt; das Frühere schafft die karmischen Voraussetzungen für das Spätere. In gewissem Sinn gehören sie ja zusammen«, meinte mein Freund.

»Klar, aber das ist dennoch recht weit weg. Es war eine Zeit der seelischen Verwirrung, alles andere als vorbildlich – wer soll das lesen? Manchmal war ich ein richtiger Blödmann, ein Trottel. Ich meine, auf vieles bin ich nicht stolz.«

Frank, der mal in Indien war und sich viel mit Babaji befasst hat, kommentierte: »Unerfahren sind wir ja alle mal gewesen. Wie sagte Babaji noch? Kein Heiliger ist ohne Vergangenheit und kein Sünder ohne Zukunft!«

»Na ja, es war für mich so eine Zeit, die Psychiater als ›Realitätsprüfung‹ umschreiben würden. Jugendliche begeben sich in ungewöhnliche und manchmal gefährliche Situationen, um zu erfahren, was wirklich Wirklichkeit ist, um ihre Grenzen, ihre eigenen Stärken und Schwächen auszuloten, um zu lernen, das eigene Verhalten realistisch einzuschätzen. In traditionellen Stammesgesellschaften sind es aufwendige Jugendinitiationsriten, die dieses gewährleisten. Da werden die jungen Männer von der Gesellschaft abgesondert, traumatisiert, gehen auf Visionssuche; zugleich werden sie von älteren erfahrenen Stammesmitgliedern, Schamanen oder Ritualspezialisten belehrt und in verantwortungsbewusste Erwachsene verwandelt. In der westlichen Welt erfüllten früher meistens der Militärdienst oder die Wanderjahre, die Walz der Gesellen, diesen Zweck. Aber heute sind Jugendliche häufig orientierungslos und auf sich selbst angewiesen. Drogenexperimente, Extremsport, Reisen in exotische Länder sind dann oft Versuche der ›Selbst-Einweihung‹.«

Frank gefiel das: »Selbst-Einweihung, das kenne ich auch. Das ist auch heute noch aktuell. Ich sehe keinen Grund, nicht darüber zu erzählen.«

»Ich weiß nicht,« gab ich zu bedenken, »das wäre etwa so, als würde man sich seelisch nackt ausziehen. Ich befürchte, dass es meinen Ruf schädigen könnte. Jugendfrei wäre es auch nicht. Wenn ich das überhaupt machen würde, dann aber nicht in Ich-Form. Ich würde es also nicht in der ersten Person erzählen wollen, sondern in der zweiten und mir irgendein Pseudonym zulegen.«

Frank konterte: »Nein, lieber nicht. Das wäre zu unpersönlich.«

Irgendwie ließ es mir keine Ruhe, und ich fing an, so wahrheitsgetreu wie nur möglich, das niederzuschreiben, was die Erinnerung wiedergab. Dabei hielt ich mich an Arthur Hermes, einen meiner Lehrer, was die Spiritualität der Natur betrifft, der mir mal sagte: »Du kannst alles schreiben, solange es wahr ist!« Ich nahm mir vor, nichts hinzuzufabulieren, sondern die Dinge so zu schildern, wie ich sie erlebt habe. Bei einigen Personen, die in der Erzählung erwähnt werden, habe ich den Namen leicht geändert, aber bei den meisten stimmt der Name.

In meiner Jugend war ich nicht nur von dem Landleben und der Natur, sondern auch vom christlichen Glauben geprägt worden und bin es noch im gewissen Sinn. Aber nun, durch das Schreiben, durch dieses bewusste Durchleuchten der zum Teil dunklen Korridore der eigenen Vergangenheit, ist mir manche Einsicht zuteilgeworden: Wir leben nicht nur in einer göttlichen Welt, sondern in einer Welt, in der die Götter – die Archetypen, im Sinne Carl Gustav Jungs – noch, wie eh und je, am Werk sind. Und nicht wir wählen uns unsere Götter, sondern sie wählen uns. Sie adoptieren uns, so wie wir einen niedlichen Welpen oder ein Kätzchen adoptieren würden; und sie prägen uns.

Es war wohl der Geist Wodans (Odins), der mich wählte. Wodan – dem Christen Rudolf Steiner galt er als Erzengel – ist der Wanderer, der Fahrende, der Grenzüberschreitende; er ist ein Schamanengott, der seine Anhänger und Auserwählten in ungewöhnliche Situationen lockt, auch in die Gefahren lockt, so dass sie nicht nur das Licht kennenlernen, sondern auch die Finsternis, nicht nur das Göttliche, sondern auch das Dämonische, nicht nur die Ekstase, sondern auch den Schmerz. Alles gehört zum Sein. Alle Aspekte gehören – wie die Weisen Indiens sagen – zu unserem göttlichen Selbst; alles ist *Shiva.* Ein Gott wie Wodan führt zur Ganzheit. Nur in unserer Ganzheit sind wir heil.

Diese Einsicht ist also für mich der Lohn der Schreibarbeit; für den Leser soll es gute Unterhaltung sein.

TEIL I

Studentenleben: Abstieg in die wirkliche Welt

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

MATTHIAS CLAUDIUS

Die Wildnis der Schildkröteninsel

Als ich elf Jahre alt war, verschlug uns das Schicksal in die ländliche 700-Seelen-Ortschaft Spencer, Ohio – 26 Meilen südlich vom Eriesee gelegen. Wir waren Einwanderer aus dem Nachkriegsdeutschland. Ich war also ganz anders sozialisiert worden und kam, kulturell gesehen, aus einer völlig anderen Welt als meine Schulkameraden. Damals gab es ja die globalisierte *One World* noch nicht, wo man über Internet, Facebook, Skype, Satellitenempfang oder Düsenflug weltweit sofort verbunden ist, wo jeder mehr oder weniger dieselben Filme sieht, dieselben Superstars kennt, die gleichen Nachrichten hört, das selbe Fast Food konsumiert und sich praktisch zu den gleichen Werten bekennt. Damals gab es ja noch nicht einmal interkontinentale Flüge; da fuhr man mit großen Dampfern übers Meer, und das dauerte rund zehn Tage. Und wenn man mit Verwandten kommunizieren wollte, dann schrieb man mit dem Füller lange Briefe, die erst nach drei Wochen ankamen. In mir lebte die Prägung durch die Hungerjahre in der Ostzone, durch die Flucht über die Zonengrenze, die Schule, in der uns die Lehrerin, Fräulein Caesar, alte Lieder über den grünen Wald, die Heide, den Vogelgesang und wandernde Handwerksburschen beibrachte, Lieder, in denen die deutsche Naturromantik noch nachhallte. Ich war also anders. Für viele Leute, dort im amerikanischen Herzland, war ich ein Spinner, ein Alien, ein *crazy Kraut*, eventuell sogar schwul, denn ich nahm wenig am gesellschaftlichen Leben meiner Mitschüler teil, sondern verbrachte – wenn ich nicht arbeiten musste – fast die gesamte Freizeit im Wald und an dem träge dahinfließenden, schlammigen Fluss, dem Black River. Stundenlang ließ ich mich in den Kronen der Bäume vom Wind wiegen, lauschte dem Vogelgezwitscher und dem

auf- und abschwellendem Schallen der Zikaden, schaute den scheuen Waldtieren, den Waschbären, Waldmurmeltieren und Opossums zu, der jagenden Meute Wildhunde, den Schildkröten im Bach, den Schlangen. In den eiskalten Wintertagen schraubte ich mir die Schlittschuhe, die ich aus Oldenburg mitgebracht hatte, an die Schuhsohlen und sauste in einem Zustand, der nur als Verzückung beschrieben werden kann, viele Meilen auf dem zugefrorenen Fluss in die weiße kristalline Landschaft hinaus. Niemand anders hatte Schlittschuhe. Anstatt auf Neujahrspartys zu gehen, stampfte ich jedes Jahr zu Silvester in den verschneiten Wald, grub ein Loch in den tiefen Schnee, wachte, den funkelnden Sternenhimmel anschauend, und lobpreiste den Schöpfer. Ja, ich hatte keinen Zweifel an der Heiligkeit der Schöpfung. Sonntagmorgens ging ich freiwillig in die Kirche; aber es war vor allem die Natur, die mich begeisterte, die wilden Wälder des ländlichen Ohios; dort war es, als wehe der göttliche Geist mir durch die Seele, und ich geriet des Öfteren in eine Art Ekstase.

Meine Eltern ließen mich gewähren. Als Einwanderer waren sie mit dem Aufbau ihres Lebens in einer fremden Kultur und Gesellschaft vollauf beschäftigt. Sie hatten das Gefühl, sich gegenüber ihren eigenen Eltern rechtfertigen zu müssen. Diese waren nämlich gar nicht einverstanden gewesen mit der Entscheidung auszuwandern. Ein Auto, ein Kühlschrank und schließlich ein Fernseher – alles Konsumgüter, die es im Nachkriegseuropa nicht gab – sollten den Beweis bringen, dass es doch die richtige Entscheidung war. Die Neuanschaffungen wurden fotografiert und als Beweismaterial an die Verwandten geschickt.

Ich konnte also so ziemlich machen, was ich wollte, ich musste nur genau sagen, wann ich wieder nach Hause komme, damit sich meine Mutter keine Sorgen zu machen brauchte, auch wenn es ein paar Wochen waren, die ich im Sommer im Wald herumstreifte. Was sich meine Eltern da aufbauten, war ein kleiner, bürgerlicher, deutscher Biotop, eine Insel im weiten Meer des *American Way of Life*. Sauber und ordentlich, wie es sich gehört: Geregelte Zeiten, frische Tischdecke auf dem Tisch bei jeder Mahlzeit, Blumen auf der Fensterbank, ordentlich gemachte Betten,

geputzte Schuhe, poliertes Auto. Knapp hundert Meilen fuhren sie jede zweite Woche, um Wurst vom deutschen Fleischer, auch Brot und Brötchen vom deutschen Bäcker im deutschen Viertel an der West Side von Cleveland zu kaufen; am Sonntag hörten sie die Übertragung der *German Hour* von einem lokalen Sender dieser Großstadt am Eriesee. Sogar das Kirchenglockengeläut aus verschiedenen Städten in Deutschland oder Österreich wurde in dem Rundfunkprogramm übertragen. Die Feiertage – Ostern, Pfingsten und Heiliger Abend – wurden bei uns gefeiert wie in der alten Heimat. Auch kleideten sich meine Eltern nicht so hemdsärmelig und stillos wie unsere amerikanischen Nachbarn, sondern auf europäische bürgerliche Weise; und an Wochenenden traf man sich: bei Kaffee und selbstgebackenem sächsischem Hefekuchen – selbstverständlich mit Schlagsahne – zum Plaudern oder auch zum Skatspielen mit anderen eingewanderten Stammesgenossen. Es war (fast) alles wie in der alten Heimat – ein kulturelles Biotop eben. Wir waren zwar physisch da in der Neuen Welt, aber seelisch noch lange nicht angekommen. Auch ich war noch nicht wirklich in der amerikanischen Gesellschaft angekommen, dafür aber umso mehr auf der »Schildkröteninsel« – so nannten die indianischen Ureinwohner, die Irokesen und Algonkin, ihr schönes Land. In der Natur, in dem Waldland, unter dem weiten Himmel des Mittelwestens hatte ich meine eigene Neue Welt entdeckt, und diese war weniger eng als die europäischen Städte, die ich bis dahin gekannt hatte.

Als Einwanderer hatten meine Eltern keinen finanziellen Spielraum. Was ich persönlich brauchte, musste ich mir selber verdienen. Als Zeitungsjunge habe ich jeden Tag bei Schnee, Regen oder Sonnenschein Zeitungen ausgetragen. Mit deutscher Gründlichkeit habe ich das getan: Anstatt wie andere Zeitungsjungen, habe ich die zusammengerollten Zeitungen nicht einfach vom Fahrrad auf die Veranda geworfen, sondern bin vom Rad gesprungen und habe sie sorgsam und sicher hinter die Fliegengittertür geklemmt. So wurden sie weder nass, noch landeten sie im Gras oder im Schnee. Deswegen hatte ich von Jahr zu Jahr mehr Kunden. Die Gärten der Nachbarn habe ich für wenige Cent umgegraben und gepflegt, Hecken geschnitten, Obstbäume mit Pestiziden gespritzt, Äpfel geerntet, Laub gerecht, Schnee geschippt, Rasen

gemäht, Keller ausgeräumt, beim Bauern den Stall entmistet, Silage an die Holsteiner Kühe gefüttert und bei der Ernte Heuballen auf den Wagen gehievt. Auf diese Weise wurde ich immer »flüssiger« und konnte mir Schlafsack, Poncho (für den Fall, dass es regnete), Camping-Geschirr, Machete, Beil und anderes Zubehör leisten. Aber auch gespart habe ich, denn ich hatte Pläne.

Ohio ist ein fruchtbares Land. Das Klima ist kontinental und feucht, so dass sich eine üppig wuchernde Pflanzendecke entwickeln konnte – reichhaltiger als in Nordwesteuropa. Die Landschaft und die dazugehörige Vegetation faszinierte mich. In abgelegenen Waldgebieten, in den von uralten Bäumen überwachsenen Schluchten kam es mir vor, als wären die Geister der Indianer noch anwesend, als glitten sie substanzlos durch den Wald und zugleich durch meinen Körper und meine Seele; es war, als könne ich die Pflanzen und die Tiere durch ihre Augen sehen. Auf jeden Fall sah ich die Natur anders, als meine Lehrer sie darstellten. Deren Interessen lagen auch anders. Die schienen vor allem das Äußerliche, die Oberfläche zu sehen. Mikroskope, Reagenzgläser und abstrakte Schemas über Physiologie und Anatomie schienen für sie interessanter. Gerne hätte ich die Namen der Kräuter, Büsche und der rund hundertfünfzig Laubbaumarten erfahren. Aber davon wussten meine Lehrer kaum etwas. Deswegen wollte ich unbedingt, wenn die Highschool fertig war, Botanik studieren. Dann würde ich die Namen meiner grünen Gefährten kennenlernen. Dafür sparte ich mein Geld.

Im September 1962 war es so weit. Endlich würde mein Traum in Erfüllung gehen. Endlich würde ich etwas über die wunderbare Vegetation des nordamerikanischen Waldlandes erfahren, über die Blumen, Bäume und Kräuter, die meine Begleiter waren, meine Neugierde erweckten und von denen meine Highschool-Lehrer kaum Ahnung hatten. Ich schrieb mich für ein Botanikstudium am *Agricultural College* der *Ohio State University* ein. Meine Ersparnisse langten gerade. Den ganzen letzten Sommer hatte ich in einem Stahlwalzwerk geschuftet, wo Achsen für Ford-Fahrzeuge hergestellt wurden, und dabei fast jeden Cent auf die Seite gelegt. Ein mageres Stipendium für Landwirtschaftsstudenten,

gestiftet von der *Sears-Roebuck-Company*, kam auch noch dazu. Sears & Roebuck war der Name eines Einzelhandelsriesen, bei dem man Billigklamotten kaufen konnte. Da gingen meine Eltern einkaufen; da holten sie auch die Weihnachtsgeschenke für mich – meistens Unterhemden, Unterhosen und Socken, alle schön in Geschenkpapier eingewickelt, die ich am Heiligen Abend auspacken durfte.

Columbus, die Hauptstadt Ohios, wo sich das College befand, war drei Stunden Autofahrt von unserer Ortschaft entfernt. Meine Eltern wollten unbedingt einen Ausflug machen und mich dort hinbringen. Ich hätte zwar meine sieben Sachen in den alten schwarzen 49er *Ford Flathead V-8,* den ich mir für 50 $ gekauft hatte, packen und allein dorthin fahren können, aber sie bestanden darauf. Für sie war der Tag, an dem der Sohn das Haus verließ, ein besonderer Tag. »Du bist der erste Storl, der an einer Hochschule studiert«, sagte der Vater, nicht ohne gewissen Stolz. Während der dreistündigen Fahrt kramte er in seinem Gedächtnis und erzählte von seiner Jugend damals, als er von zu Hause in Sachsen weggehen musste. Der Krieg, der Polenfeldzug, hatte begonnen. Das sei auch im September gewesen, und das Wetter war ähnlich. Er verlor sich in seinen Erinnerungen: »Damals wusste ich noch nicht, dass ich, bis auf wenige Urlaubstage, meine Eltern nicht wieder sehen würde …«

Das Brummen der Großstadt

Steeb Hall hieß das Studentenwohnheim am Südende des riesigen Campus. Es war einer von mehreren solcher hässlichen, viereckigen, zehn Stockwerke hohen Kästen, in denen die Studenten, fünfzig pro Stockwerk, ähnlich Hühnern in Massenlegebatterien, eingepfercht wurden. Drei Studenten pro Zimmer. Steeb Hall war eine *male dormitory,* das heißt, da lebten nur Jungen, alle Erstsemester-Studenten (*freshmen),* wie ich einer war.

An der Außenfassade des Wohnblocks grüßte eine auf zusammengenähten Betttüchern in roten Lettern gepinselte Parole:

You'll wonder where the yellow went
When we drop the bomb on the Orient.

(»Du wirst dich fragen, wo die Gelben hin sind, wenn wir die Bombe auf den Orient abwerfen.«) Das sollte eine witzig gemeinte Abwandlung des populären Werbeslogans für Zahnpasta sein: *You'll wonder where the yellow went, when you brush your teeth with Pepsodent.* (»Du wirst dich fragen, wo das Gelb geblieben ist, wenn du dir die Zähne mit Pepsodent putzt.«) Zeitgeist! Es war eben Kalter Krieg! Maos rotchinesische Horden bedrohten ganz Ostasien, und in Vietnam erhitzte sich der Konflikt.

Beim Registrieren und bei der Einweisung in das Zimmer wurde einem unmittelbar klargemacht, dass in dem Wohnheim strenge Regeln herrschten. Nach dem Prinzip *in loco parentis* übernahm die Universität die Aufsichtspflicht anstelle der Eltern. Im Klartext bedeutete das: kein weiblicher Besuch, kein Alkohol, keine laute Musik, Duschen am Morgen zu bestimmten Zeiten im gemeinsamen Duschraum und so weiter. Für die Bewohnerinnen in den weiblichen Dormitorien war es noch strenger: Für sie bestand Ausgeh- und Besucherverbot nach 10 Uhr abends.

Jedes Stockwerk hatte einen Aufseher. Verantwortlich für die fünfzig *Freshmen* auf unserem Flur auf dem 8. Stockwerk war jemand, der sich als Shane vorstellte. Er sei Student im Aufbaustudium (*graduate student*). Cool, locker und kumpelhaft kam er daher, trug ausgelatschte Turnschuhe und verwaschene T-Shirts. Breit grinsend ließ er uns Anfänger wissen, dass er für uns da sei. Wenn wir Probleme oder sonstige Anliegen hätten, sollten wir uns nicht scheuen, mit ihm zu reden. Ich war mir unterdessen sicher, dass ich seine Zeit nicht viel in Anspruch nehmen würde, denn er machte auf mich einen unangenehmen, eher schmierigen Eindruck.

Dann lernte ich meine beiden Zimmergenossen kennen. Jim Thorpe und David Adelstein hießen sie. Mir wurde die obere Schlafstelle des Etagenbetts zugewiesen, unter mir war Jim. David bekam das Einzelbett. Die Betten waren schmal und das Zimmer eng. An Schlafen war nicht

zu denken. Unwillkürlich bekam man die nervösen Energien, die mentalen Ausstrahlungen der Bewohner des Studentenheims mit. Ich war es einfach nicht gewohnt, in einem riesigen Zementkasten dicht an dicht mit lauter Fremden zu sein. In der kleinen Ortschaft, in der ich bisher gelebt hatte, ging es ruhig zu. Nachts war es so still, dass sich die feineren Sinne ungehindert ausweiten konnten. Noch besser war es, im Sommer im Wald auf dem Moos zu schlafen. Da wurde man eins mit dem Rauschen des Windes durch die Baumwipfel, mit dem Plätschern des Baches, dem Sommerkonzert der Zikaden, dem einsamen Schrei eines Nachtvogels. Diese Stadt aber summte, brummte und vibrierte mit ungewohnten Energien. Sie brüllte die Seele an.

Jim schnarchte bald. Das Zimmer wurde miefig. Die beiden verwehrten es mir, das Fenster aufzumachen, es sei zu kalt.

Schon am nächsten Abend klemmte ich mir meine Decke unter den Arm und suchte mir, so weit weg wie möglich von all den grellen Laternen, einen ruhigen Schlafplatz im Gebüsch unter den Bäumen des weitläufigen Campusgeländes. Ehe es dunkel wurde, kletterte ich noch in eine hohe Platane, ließ mich im Wipfel wiegen und schaute zu, wie die Sonne goldgelb und rot im Westen hinter dem Olentangy-Fluss unterging. So machte ich es jede Nacht, außer wenn es in Strömen regnete. Gegen Feuchtigkeit oder leichten Regen schützte ich mich sonst mit dem Poncho, den ich schon früher bei meinen Waldausflügen dabeihatte. Am frühen Morgen ging ich jeden Tag dann wieder zur Steeb Hall zum Waschen und Umziehen, aß Frühstück in der Studentenkantine und besuchte anschließend die Vorlesungen.

Einmal – es war in den ersten Wochen –, als ich Kohldampf schiebend in der Schlange am Cafeteria-Büfett stand, da drehte sich einer der Studenten vor mir um, schaute in meine Richtung und flüsterte seinen Freunden zu: »Eh, guckt mal, da ist der, der sich so komisch anzieht!«

Auch ich drehte mich um, um zu sehen, wer das sein könnte. Aber da war keiner hinter mir. Hatte er etwa mich gemeint? Sie starrten auf mich. Komisch angezogen? Nun ja, in unserer kleinen Ortschaft Spencer, da hatte kaum jemand auf seine Kleidung geachtet. Hauptsache, sie passte,

hielt trocken und warm. Und was ich anhatte, das war doch besonders gute Kleidung! Unser Familienarzt, Dr. Velbinger – ein aus Hessen ausgewanderter Skatbruder meines Vaters –, hatte mir Hosen, Hemden und Jacketts geschenkt, die er nicht mehr brauchte. Die trug ich. Was sollte daran komisch sein?

Leistungsdruck

Das Botanikstudium war enttäuschend. Die Pflänzchen in den Versuchsgärten und den hydroponischen Tanks sahen unglücklich und verwaist aus. Der Erdboden auf dem Versuchsgelände bestand aus toter Mineralerde, er lebte nicht, atmete nicht. Wissbegierig und voller Erwartung hörte ich mir die Vorlesungen über die Zytologie der Pflanzenzellen an – Schwerpunkt war die neu entdeckte DNS-RNS –, über Assimilation, Stoffkreisläufe und so weiter, aber irgendwie kam mir das alles genauso tot vor wie die Erde da draußen in den Versuchsbeeten. Bei einer der Vorlesungen stellte der Botanikassistent die rhetorische Frage: »Welche Funktion haben die Wurzeln bei den Pflanzen?«

»Sie wollen damit Wasser und Nährstoffe aufnehmen!«, antwortete ich.

Als hätte ich einen Nerv getroffen, schrie er mich an: »Das ist Animismus! Das ist Teleologie, aber nicht Wissenschaft! Als ob Pflanzen etwas *wollen* können! Als ob sie absichtlich und zweckbedingt handeln! Das können sie nicht. Sie haben kein Hirn! Was da geschieht, sind rein mechanisch-chemische Abläufe: Wurzeln saugen Wasser auf, so ungefähr wie Löschpapier, mittels der Kapillarbewegung der Wassermoleküle. Oder meinen Sie etwa, dass auch das Löschpapier einen eigenen Willen hat?«

Sichtlich irritiert dozierte er dann weiter über Saugspannung, osmotischen Druck, Transpirationsstrom und anderes. Das hatte kaum etwas mit den wunderbaren Wildblumen und Bäumen zu tun, so wie ich sie kannte; es kam mir vor, als sei das alles aus einer anderen Welt. Mir fehlten die passenden Begriffe, das Vokabular, um mich zu wehren; im for-

mellen Denken war ich sowieso ungeübt. Ich war schlicht ein Landei, ein Träumer, der eher in bildhaften Vorstellungen zu Hause war und dessen Bauchgefühl sagte: »Das ist alles zu trocken, was da erzählt wird, das kann nicht ganz stimmen.«

Neben Botanik und Landwirtschaft hatte man etliche Pflichtvorlesungen zu besuchen. Der Leistungsdruck war immens. Heutzutage ist das Universitätsstudium in Amerika vor allem ein Geschäft. Fast jeder kann sich einschreiben, wenn er sich die Gebühren leisten kann; außerdem bekommt die Uni für jeden Studenten staatliche Fördergelder. Aber damals – es war ja die Zeit der Babyboomer, der geburtenstarken Jahrgänge –, da flog jeder vierte Student schon im ersten Jahr heraus. Immer wieder gab es Tests und kleine Überraschungsexamina, die vor allem den Zweck hatten, Ungeeignete auszumerzen. Um mitzuhalten, büffelte man oft ganze Nächte durch.

Kaffee half wach zu bleiben. Wenn ein paar Tassen die erwünschte Wirkung hatten – dachte ich mir –, dann müsste ein ganzer Pott noch mehr helfen. Das Resultat war eine Koffeinvergiftung. Mir wurde übel und schwindlig, keinen klaren Gedanken konnte ich mehr fassen. Der Test am nächsten Morgen ging in die Hose. So etwas konnte ich mir nicht leisten. Als ich am folgenden Wochenende mal wieder meine Familie besuchte, fuhr ich bei unserem Familienarzt, Dr. Velbinger, vorbei und fragte ihn um Rat.

»Ja, man kann's mit dem Koffein übertreiben. Manchmal hilft beim Prüfungsstress ein Schuss Cognac mit in der Tasse«, erklärte er, während er eine Schachtel mit weißen Pillen hervorkramte. »Das hier ist aber besser, das ist eine Art Amphetamin; regt den Geist an; hält dich wach. Nimm es aber nur, wenn ein wichtiges Examen bevorsteht.«

Am Abend vor der Prüfung im Pflichtfach Organische Chemie schluckte ich eine der Pillen. Auf einmal verwandelte sich der langweilige Chemietext in einen interessanten Abenteuerroman. Ich las darin die ganze Nacht. Um acht Uhr morgens war das Examen. Da rauschte ich mit Leichtigkeit durch die Fragen und bekam die bestmögliche Note. Am Tag darauf hatte ich jedoch alles, was ich zuvor gelesen hatte, schon wieder vergessen.

Gegen Ende Oktober wurde es unmöglich, im Freien zu schlafen oder auf Bäume zu klettern. Diese standen, nachdem der Herbstwind ihnen ihre roten und gelben Laubkleider geraubt hatte, kahl und düster da. Raureif bedeckte die toten braunen Blätter am Boden, und bald fiel der erste Schnee. Außer dem rauen Krächzen schwarzer Krähen war der Vogelgesang verstummt. Ich hatte keine andere Wahl, als in das Zementmonster, ins überhitzte Zimmer zurückzukehren. Das gab mir die Möglichkeit, meine Zimmerkameraden und Flurnachbarn allmählich besser kennenzulernen. Mit Jim, der das Bett unter meinem belegt hatte, entwickelte sich so etwas wie eine Freundschaft. Auch er war im Landwirtschaftskolleg inskribiert; er hatte sich vorgenommen, den Armen in der Drittwelt mit amerikanischem Know-how zu helfen. Er war freundlich, fleißig und etwas fanatisch. Jeden Morgen, pünktlich um Viertel vor sieben, sprang er vom Bett auf, kniete nieder und sagte das Vaterunser laut auf, las einige Verse aus der Bibel – er war Presbyterianer – und machte zehn Liegestütze, zehn Kniebeugen und zehn Streckübungen als Morgengymnastik. Dann, ehe er zum Duschraum sprang, rüttelte er, mit einem sonnigen »Auf, auf, Wolfie! Zeit aufzustehen! *It's a wonderful day!*« an meiner Matratze.

Manchmal schaffte ich es dann aufzustehen, insbesondere, wenn ich frühe Vorlesungen besuchen musste. Aber sonst blieb ich liegen. Ich war meistens noch viel zu müde, denn fast jede Nacht, besonders aber bei Vollmond, zog es mich bis spät, manchmal bis zur Morgendämmerung, hinaus ins Freie. Während andere schliefen und die nervösen Großstadtschwingungen sich etwas beruhigt hatten, streunte ich wie ein einsamer Steppenwolf durch die Straßen und weniger beleuchteten Gassen. Ich brauchte das, um die nervöse Energie der Großstadt besser zu verkraften.

Mein anderer Zimmergenosse David war nicht so zugänglich wie Jim. Offensichtlich nervte ihn Jims übertrieben positive Lebenseinstellung, das laute Bibellesen und Beten.

Steppenwolf in nächtlichen Gassen

Wenn die Geschäfte und Läden geschlossen sind, die meisten Leute schon im Traumland schweben oder wie Zombies, vom Alkohol gedämpft, vor der bläulich flackernden Glotze dösen, dann hat die Stadt eine ganz andere Ausstrahlung. Die Gebäude verändern nachts ihr Aussehen und sprechen von den Menschen, die in ihnen wohnen oder einst wohnten. Geisterhaft weht der Wind, Papierfetzen und totes Laub vor sich hertreibend, zwischen den Häuserzeilen und den vermüllten Seitengassen, Ratten huschen und rascheln in den Abfallkübeln, irgendwo schreit eine Katze wie ein verwaister Säugling, ein Hund bellt, hier und da torkelt ein Betrunkener heimwärts, Sirenen von Polizeiwagen und Ambulanzen heulen in der Ferne.

Auf der North High Street, der Hauptverkehrsader, die den Campus entlangführt, war es heller als in den Gassen. In dem grell beleuchteten, durchgehend geöffneten Charbert's Restaurant hockte das »leichte Volk« bis in die Morgenstunden: die Randexistenzen des *American Way of Life*, die Beatniks, Künstler, Perversen, Politradikale, schrullig-verschrobene Professoren, die Gescheiterten und Junkies. Der Besitzer, ein cooler *business man,* hielt wie ein Zuhälter eine ganze Schar – unterbezahlter – schwarzer Frauen auf Trab, die *Fast Food* kochten, servierten, Teller abräumten und dem Lokal eine *Soul*-Stimmung[1] verliehen. Für jemanden aus einem kleinen Siebenhundertseelen-Nest im Mittelwesten, in dem alle Einwohner WASP-Milchgesichter[2] sind, war das ein aufregender Ort.

Bei einem der Ausflüge, es war schon nach Mitternacht, erfasste mich plötzlich der Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Streifenwagens. Zwei

---

1 *Soul* ist die afroamerikanische Bezeichnung für die Kultur und das Lebensgefühl der Schwarzen; Sprachgebrauch, Cuisine (*soul food*), Gospel und schwarze Musik gehören dazu.

2 WASP, Abkürzung für White Anglo-Saxon-Protestant (weiße angelsächsische Protestanten), jene ethnische Gruppierung, die als amerikanische Leitkultur fungiert.

Polizisten, Hand am Pistolenhalfter, sprangen heraus und schrien im Kommandoton: »Halt! Stehen bleiben!«

Es gelang mir nicht, hinters Gebüsch ins Dunkle zu springen.

»Gesicht zur Wand. Hände hoch!«

Unsanft tasteten sie den Körper ab. Natürlich fanden sie nichts. Keine Waffe. Keine Drogen.

»Was treibst du hier mitten in der Nacht?«, bellten sie mich unfreundlich an.

»Spazieren gehen.«

»Spazieren? Bullshit! Niemand treibt sich nachts auf dunklen Gassen herum, wenn er nicht ein Verbrechen im Sinn hat. Wolltest wohl einbrechen, was klauen, nicht wahr?«

Sie legten mir Handschellen an und nahmen mich mit zur Hauptwache. Diese ist fünf Meilen vom Campus entfernt. Dort nahmen sie meine Personalien auf und ließen mich wieder gehen.

»Ja, fahren Sie mich nicht zurück?«, fragte ich verdutzt. »Ich habe doch nichts getan.«

Sie grinsten abschätzig und sagten, ich müsse zu Fuß zurücklaufen. Fünf Meilen – das sind etwas über acht Kilometer; und das um zwei Uhr, mitten in der Nacht!

Ehe man das Studentenwohngebiet erreicht, führt der Weg durch heruntergekommene Stadtteile, durch das Armenviertel, dann durch einen Teil des Schwarzen-Ghettos und schließlich dort entlang, wo die *Hillbillies*, die Zuwanderer aus dem Appalachengebirge, wohnen. Die frühen sechziger Jahre waren eine Zeit besonderer Rassenspannungen. Als junger Weißer war man in Lebensgefahr, wenn einen eine Gang schwarzer Jugendlicher auf ihrem Territorium antraf. Da wurde schnell ein Springmesser oder Schlagring gezückt. Aber was mir möglicherweise passieren könnte, kümmerte die Ordnungshüter einen Scheißdreck. Sie mochten Studenten – in ihren Augen alles verdorbene Kinder der Bessersituierten – sowieso nicht. Also lief ich, die Sinne scharf und angespannt, durch die dunklen Häuserzeilen.

»Jesus, sei mit mir, führe mich sicher durch das finstere Tal des Ghettos!«

Einige ausgemergelte Penner lagen in den Torbögen des Armenviertels, aber im Schwarzen-Ghetto war niemand zu sehen. Bald kam das Hillbilly-Viertel. In einer geschlossenen *Honky-Tonk*-Bar[3] spielte noch Countrymusic.

Endlich kam Steeb Hall in Sicht. Alle Fenster waren dunkel, alles schlief, außer im letzten Zimmer auf dem 8. Stockwerk, im Flügel, in dem ich wohnte. Nacht für Nacht brannte in diesem mysteriösen Zimmer das Licht. Was sind das für gottverlassene Nachtvögel, die da hausen? Irgendwann klopfte ich an. Ein langer, dünner, intellektuell aussehender, kettenrauchender Student öffnete die Tür. Eher abwesend stellte er sich als Terry vor. Ein räudiger Typ, ebenfalls mit Glimmstängel im Mund, befand sich im manischen Schaffensrausch und nahm kaum Notiz von mir. Pinsel, Spachtel und Palette schwingend kleisterte er mit kühnen Bewegungen dickflüssige Ölfarben auf die Leinwand. Hodges – so hieß er – machte später Karriere in der New Yorker Kunstszene. Ein dritter Student wohnte ebenfalls dort, aber der schlief oder versuchte zu schlafen.

Hodges und Terry waren echte Nachteulen. Auch sie brauchten die Stille. Sie wussten – wie es Nietzsche einmal formuliert hatte –, dass die Nacht tiefer als der Tag gedacht ist.[4] Tagsüber schliefen sie lieber, das heißt, wenn sie mal keine Vorlesungen zu besuchen hatten.

Sigmund Freuds Enkel

Terry – Terrence Dane Kearns – wurde bald mein bester Freund. An der Wand über seinem Bett hing, schön eingerahmt, das Fotonegativ eines älteren Herrn mit gepflegtem weißem Bart und kritisch prüfendem Blick.

---

3 Eine *Honky-Tonk-Bar* ist ein billiges Lokal, wo Country oder auch Rockebilly Musik live gespielt wird. Es ist gesellschaftlicher Treffpunkt für die Unterschicht mit Wurzeln in den Appalachen.

4 »Nacht ist es: Nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.« Nietzsche, *Also sprach Zarathustra* (Nachtgesang).

»Mein Großvater«, kommentierte er spitzbübisch grinsend. Zuerst glaubte ich, es sei wirklich sein Opa, aber bald erfuhr ich, dass es sich um Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse, handelte. Noch in den sechziger Jahren galt die Psychoanalyse in Amerika als etwas ganz Besonderes, als Schlüssel zu den Geheimnissen der Psyche, mit dessen Hilfe man die verborgenen, vom Unterbewusstsein gesteuerten Beweggründe menschlicher Handlungen erkennen konnte. Terry erzählte, dass er jahrelang in psychoanalytischer Behandlung gewesen war und es immer noch sei. Er sei rebellisch in der Schule gewesen. In der Highschool hätte er eine kommunistische Untergrundzeitung herausgegeben, die die Lehrer und Behörden ärgerte. Ihn kotze das System an, in dem er, ohne es gewollt zu haben, gefangen war: das sinnlose Konsumieren, die Hirnwäsche in den Schulen, die ganze Verbrauchergesellschaft, die verlogenen Priester der katholischen Kirche, die Eltern – die Mutter, eine Society-Dame, der Vater, Topanwalt eines Stahlkonzerns, der seine Alkoholsucht mit Cocktails tarnte – all das machte ihn fix und fertig. Deshalb hatten sie ihn in die Psychoanalyse geschickt. Diese jedoch faszinierte ihn so, dass er nun selber auch Seelenklempner werden wollte.

Ein derart kritisches Bewusstsein wie Terrys war mir zuvor nie begegnet. Eltern, Kirche und die Gesellschaft überhaupt hatte ich nie hinterfragt und den Zungenbrecher »Psychoanalyse« hatte ich nicht einmal zuvor gehört. Wie ein Missionar versuchte mein neuer Freund, mich in die Geheimnisse der Seelenkunde Freuds einzuweihen: Ich sollte verstehen, dass Zigarren, Würste und alle zylindrischen Formen Phallussymbole seien, alle Löcher und Höhlen Symbole der weiblichen Sexualität; Bierflaschen seien für das Unbewusste mütterliche Brüste; einen Gott gibt es nicht, sondern er ist eine von der Psyche erfundene Vaterfigur; die menschliche Zivilisation entsteht aus der unterdrückten, sublimierten Energie der sexuellen Triebnatur und so weiter. Für mich war das lauter gesponnener Quatsch, aber ich hörte zu und stieg in diese merkwürdigen Bilder mit ein.

Terry las viel, er hatte eine philosophische Ader. Er erzählte, sein wirklicher Großvater, ein Kumpel im Kohlenbergwerk, hätte eines Tages,

tief im Schacht, mit lauter Stimme gerufen: »Wenn es dich gibt, Gott, dann lasse die Stützpfeiler einstürzen!« Die Bergleute, die sehr abergläubisch sind, waren entsetzt. Aber nichts geschah. Terry fragte sich, ob es in einem kausal-gesetzmäßigen Universum, wo die Moleküle wie Billardkugeln mechanisch aufeinander wirken, überhaupt so etwas wie einen freien Willen geben kann, oder ob die Welt nur in unserer Vorstellung existiert – über lauter solche spannenden Dinge redete er. Mir wären solche Fragen gar nicht erst in den Sinn gekommen. In Spencer waren nahezu alle, die ich kannte, evangelische Christen – Methodisten, Baptisten, altmodische Lutheraner, Angehörige der Brüdergemeinde, Freichristen und Mennoniten. Da gab es Sünder und Gerettete, und wer solche Fragen stellte, war sicherlich ein Sünder. Ja, nicht einmal die Evolutionstheorie Darwins hatten wir in der Schule gelehrt bekommen.

An Wochenenden gingen Terry und ich des Öfteren aus, um uns mit Alkohol volllaufen zu lassen. Rund um den Campus gab es – ähnlich wie rund um die Indianerreservate – zahlreiche Kneipen, Bars und Bierhallen. Die größten davon waren die Bierkeller *Heidelberg-North* am Nordende des Universitätsgeländes, und am Südende, nicht weit von Steeb Hall, *Heidelberg-South*. Mehrere hundert Studenten kamen dort in den düsteren Gewölben jeweils unter. Rund um diese Bierkeller roch es nach Urin und Erbrochenem, denn die Studenten tranken über alle Maßen. Meistens bestellten sie gleich ganze Kannen, die mehrere Liter enthielten, um überhaupt einen Rausch zu bekommen. In Ohio verlangte nämlich das Gesetz, dass Jugendliche unter 21 Jahren nur Getränke mit bis zu 3,2 Prozent Alkohol trinken durften – und das, obwohl sie schon mit 17 Jahren freiwillig im Militär dienen konnten.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass das Saufen bis zum Erbrechen mit zur studentischen Kultur gehört. Irgendwie müssen sie ja die vielen neuen Eindrücke, die oft abstrusen Ideen und Hirngespinste der Professoren verdauen können. Oft gehen diese Ideen einem dermaßen gegen den Strich, dass man sie loswerden muss, ehe sie sich in die Seele hineinfressen. Für jemanden wie mich, der im redlichen christlichen Glauben aufgewachsen war, war es ein Schock, als ein Professor den Heiland Jesus

Christus als einen paranoiden Homosexuellen und die Jünger als eine gestörte Schwulengemeinschaft beschrieb. Oder als ein anderer Professor mich fragte, ob ich meine Eltern liebe.

»Selbstverständlich!«, antwortete ich.

»Nun, da bist du psychisch krank. Denn es ist normal, dass man seine Eltern hasst«, versuchte, er mich aufzuklären. Das schockierte und verwirrte mich. So etwas kann man doch nicht einfach hinunterschlucken.

Oder, als wir im Biologiepraktikum lebendige Frösche sezieren mussten! Da bekommt man Anweisung von dem Professor, einer Autoritätsperson, diesen niedlichen Tierchen mit ihren goldenen Augen und den fünf kleinen Fingern an den Händen den lebendigen Leib aufzuschlitzen, nur damit man ihr klopfendes Herz observieren kann! Das ist doch dämonisch! Da muss man doch kotzen!

Und die armen kleinen Fruchtfliegen im Genetiklabor, diese niedlichen, harmlosen Tierchen, die da radioaktiv bestrahlt wurden und dann, in der nächsten Generation, deformierte, verkrüppelte Mutanten hervorbrachten – das, nur damit man den Mechanismen der Vererbung und der Evolution auf die Schliche kommen konnte. Welche kranken Hirne kommen auf solche Ideen? Das ist doch Frevel an Gottes Schöpfung!

Also trinkt man! Das dämpft das Bewusstsein und lässt die bösen Geister, die in einen gefahren sind, auf recht unsanfte Weise wieder ausfahren. Auch Terry hatte sich offensichtlich vieler Geister zu entledigen. Er trank besonders viel.

Nerds und Urchristen

Allmählich lernte ich auch die anderen Bewohner unseres Flurs besser kennen. Ein bunt zusammengewürfelter Haufen war das. Keineswegs die typischen Dumpfbacken aus dem Mittelwesten, sondern lauter ungewöhnliche, unkonventionelle Persönlichkeiten. Man hatte fast den Eindruck, als seien sie auf diesem Flügel in Steeb Hall zusammengefasst worden, um sie besser beobachten zu können, und Shane war sozusagen der Aufseher. Einige dieser Studenten hatten wie Terry eine eher radika-

le, linkspolitische Vergangenheit, andere waren hochintellektuelle Sonderlinge, echte *Nerds*.[5] Ein paar besonders schräge Vögel waren auch mit dabei: Etwa der blasse, schmächtige, hochgewachsene junge Mann mit Pickelgesicht, der katholischer Priester werden wollte, damit er sich – wie er selber offen zugab – an den knackigen Ärschen junger Messdiener vergehen konnte. Mir war das irgendwie egal, aber Terry rastete vollkommen aus und fuhr ihn an: »Das ist krank, abartig! Du gehörst in die Psychiatrie!« Die heftige Reaktion erklärt sich daraus, dass Terry wahrscheinlich selber als Ministrant von einem Priester missbraucht worden war.

Ein anderer sexuell Gestörter, vom Zimmer nebenan, polierte sein Stehaufmännchen ungeniert öffentlich, und das jeden Tag. Einigen der Bewohner ging das auf den Wecker: »Hey, musst du deine Schweinerei vor aller Augen machen?«

»Wenn es juckt, da muss man eben kratzen!«, gab er grinsend als Antwort und wetzte seinen Pimmel unbekümmert weiter.

Nebenan im Nachbarzimmer war ein junger Schwarzer aus Alabama untergebracht. Ein neu eingerichtetes staatliches Stipendium für benachteiligte Minderheiten hatte ihn zur Ohio State University gebracht. Er war unverdorben, einfache Verhältnisse hatten ihn geprägt: das arme ländliche Südstaatenmilieu, die Baptistenkirche, die Gospels, die Rassentrennung. Er hatte viele Geschwister, sein Vater war Landarbeiter, die Mutter Küchengehilfin. Noch nie war er außerhalb des tiefsten Südens gewesen, Schnee und Eis kannte er kaum. Er kam sich ausgeliefert vor und befand sich im absoluten Kulturschock.

Auch einige andere der Studenten auf dem Stockwerk, besonders solche aus dem ländlichen Mittelwesten, dem nördlichen *Bible Belt*,[6] fühlten

---

[5] *Nerd* ist amerikanischer Slang aus den 50er-Jahren, mit der Bedeutung: intellektuell begabter Sonderling, Stubenhocker, Weichei, Loser-Typ, das Gegenteil also, von dem sportlichen, von den Frauen umschwärmten *Jock*. (Letzteres bezieht sich auf den *jockstrap*, den Hodenschutz, den Sportler tragen.) Inzwischen ist Nerd in den neudeutschen Sprachgebrauch eingegangen und bezeichnet den sozial isolierten Computerfreak.

[6] Der sogenannte Bibelgürtel (*bible belt*) erstreckt sich über den amerikanischen Süden und Mittelwesten, in dem die Evangelikalen und christlichen Fundamentalisten besonders stark vertreten sind.

sich hier an der Universität wie Fremde in einem fremden Land, hineingeworfen in eine gottlose Welt. Mir ging es ja ähnlich. In unserer Not organisierten wir eine Gebetsgruppe. Wie die Urchristen zur Zeit Neros trafen wir uns abends in meinem Zimmer, zündeten eine Kerze an, stellten ein kleines Kreuz auf und baten Jesus, uns zu führen und zu beschützen. Das kleine Ritual gab uns Kraft und Zuversicht. Der junge Afroamerikaner aus Alabama brach dabei in Tränen aus; allmählich fasste er Mut.

Jisse-gubli-fane-gong

Meinem Zimmerkameraden David Adelstein behagte das alberne christliche Getue gar nicht, aber er brauchte es nicht lange zu erdulden, er zog schon im Winterquartal, nach den Weihnachtsferien, aus. Jim und ich bekamen einen neuen Zimmergenossen – einen echten Afrikaner aus Liberia. Er stellte sich uns als Charlie Clark vor. So hätten ihn die amerikanischen Missionare genannt, nachdem sie ihn getauft hatten, aber sein echter Stammesname sei *Jisse-gubli-fane-gong*. Er gehöre zu dem Volk der Kru. Seine Heimat seien die Wälder in Ostliberia. Er zeigte auf seine westliche Kleidung und lachte: »So etwas habe ich zuvor nie getragen. Zu Hause laufe ich im Lendenschurz umher.« Es kam ihm wie eine Zauberei vor, dass er sich nun plötzlich in dieser fremden, kalten Welt befand.

Wir wurden gleich Freunde, denn auch ich kam aus einer anderen Kultur. Der Unterschied war zwar nicht so drastisch, wie er ihn erleben musste, aber ich konnte besser als die anderen verstehen, was er gerade durchmachte. Ich nannte ihn auch nicht Charlie, sondern bei seinem wirklichen Namen, Jisse-gubli-fane-gong.

»Wenn du meinen Namen sagst«, lachte er mit einem herzlichen, aufrichtigen Lachen, »dann klingt es, als hättest du Kartoffeln im Mund.«

Wenn er etwas nicht verstand, da fragte er mich auch immer, um was es ginge. So etwa, als die Black-Power-Aktivisten oder Marxisten ihn zu ihrem Standpunkt bekehren wollten, da fragte er: »Dieser Marx? Ist er ein guter Mann?«

»Na, ja. Nicht unbedingt.«

»Aber Jesus ist ein guter Mann, oder?«

»Ja, das ist er.«

Im Frühling, nachdem der Schnee weggetaut war, das Gras wieder grün wurde und plötzlich hunderttausende Löwenzahnblüten den Rasen des Campus in ein Meer aus lauter kleinen goldenen Sonnen verwandelte, da klatschte Jisse-gubli-fane-gong begeistert in die Hände:

»Wolf, fantastisch, was eure Gärtner vollbringen. All die wunderbaren gelben Blumen!«

»Nein, die gelten nicht als Blumen. Die werden als Unkraut gesehen«, klärte ich ihn auf. »In den nächsten Tagen werden sie alle mit Rasenmähern abgeschoren.«

Er lächelte sein breites afrikanisches Lächeln. »Wolf, du und deine Geschichten! Du willst mich auf den Arm nehmen. Immer erzählst du so unglaubliche Geschichten.«

Tatsächlich fuhren schon am Tag darauf die Rasenmäher über die Flächen. Er konnte es kaum glauben.

Entzug in der Klapse

Terry Kearns hatte Schwierigkeiten, am Morgen aufzustehen. Häufig sah man ihn nicht im dampfenden Duschraum, wenn die Flurbewohner gegen sieben Uhr hineindrängelten, sich heiß duschten und einander Zoten zuriefen. Terry konnte es sich nicht leisten, noch viel mehr Vorlesungen zu verpennen. Er bat mich deshalb, falls ich ihn am Morgen nicht im Waschraum sähe, in sein Zimmer zu kommen und ihn zu wecken. Mehrmals, in den folgenden Tagen, hatte ich versucht, ihn wachzurütteln. Er tat so, als würde er aufstehen, schlief aber gleich wieder ein, als ich gegangen war.

Da das nichts brachte, ersann er eine neue Strategie: »Zünde eine Zigarette an und stecke sie mir ins Maul, dann wache ich bestimmt auf!«

Das machte ich fortan, und tatsächlich tauchte er kurz danach im Bad auf. Einmal jedoch, da erschien er nicht trotz Zigarette. Als ich vorsichtshalber in sein Zimmer schaute, brannte schon seine Matratze. Der glimmende Stummel war ihm aus dem Mundwinkel gefallen. Seine Haare waren schon angesengt. Ich schüttelte ihn. Er stand zwar auf, aber richtig wach wurde er trotzdem nicht.

Anfang des Winterquartals sah ich Terry seinen Koffer packen.

»Eh, was machst du da? Willst du verreisen?«, fragte ich ihn.

»Nein ich werde heute in die Klapse eingewiesen. Deswegen packe ich was ich da brauche.«

Ich konnte es kaum glauben. Terry war der Einzige, mit dem man sich wirklich unterhalten konnte, jemand, bei dem der Gedankenaustausch nicht nur aus hin und her geschleuderten konventionellen verbalen Versatzstücken bestand.

»Das kann doch nicht sein«, sagte ich, »du bist einer der vernünftigsten Menschen, die ich kenne.«

»Ich wurde als schizophren eingestuft, und ich bin außerdem morphinsüchtig«, gab er lapidar als Antwort zurück, »Ich spritze Morphin intravenös. Deswegen schaffe ich es am Morgen nicht aufzustehen.«

Ja, und dann verschwand er in der geschlossenen psychiatrischen Anstalt der Ohio State University. Nach einigen Wochen dachte ich mir, ich sollte meinen Freund mal dort besuchen. Dass es offizielle Besucherzeiten gab und dass man nicht einfach so unangemeldet die Patienten besuchen durfte, kam mir nicht in den Sinn. An irgendeinem Wochentag machte ich mich auf den Weg. Zufälligerweise hatte ich eine weiße Hose an und das weiße Jackett, das ich während der *Senior-Prom,* dem offiziellen Abschlussball der Highschool, getragen hatte, dazu ein weißes Hemd, das mir Dr. Velbinger, der Familienarzt, geschenkt hatte.

Ich ging an die Rezeption und fragte, in welchem Zimmer sich der Patient Terrance Kearns befinde.

»Zimmer 16, auf dem zweiten Stock, Herr Doktor,« sagte die Schwester und wies mich zum Fahrstuhl.

Herr Doktor? Ach so, weil ich völlig in Weiß gekleidet bin. Ich drückte die Zwei und fand schnell das Zimmer, in dem Terry untergebracht war. Er freute sich und erzählte, er dürfe hier sogar rauchen, müsse aber jedes Mal fragen, wenn er ein Streichholz brauche. Er zeigte auf das mit dickem Maschendraht vergitterte Fenster: »Das verhindert, dass die Riesenfliegen hier hereinkönnen.« Sollte das ein Witz sein? Oder meinte er das ernst? Er war nicht der Alte, man merkte ihm an, dass er unter starker sedativer Medikation stand.

Ich verabschiedete mich. Als ich zum Fahrstuhl ging, merkte ich, dass da keine Knöpfe waren; man konnte den Lift vom Inneren der Anstalt nicht bedienen. Ich suchte nach einem Treppengang. Den gab es auch, aber die Tür hatte an der Innenseite keine Klinke, so dass man sie nicht öffnen konnte. Ich war gefangen. Vom Ende des Korridors kamen mehrere Insassen auf mich zu. Wie Zombies kamen sie daher, stier blickend, mit schlürfendem Gang und geifernden, halb offen stehenden Mündern. Ich wurde nervös. Schließlich kam dann doch ein Pfleger und ließ mich hinaus.

Nach einigen Wochen wurde Terry entlassen. Den Entzug hatte er erfolgreich abgeschlossen. Er hing nicht mehr an der Nadel, vorbei war es mit der ständigen, opiatbedingten Verstopfung, sein Stuhlgang hätte sich wieder normalisiert. Kopfschmerzen plagten ihn zwar noch immer; deswegen schluckte er jeden Tag ’ne Menge Aspirin-Pillen. Aber sonst gehe es ihm gut, sagte er.

»Und wie wurdest du morphinsüchtig?«, fragte ich ihn.

»Da war so ein etwas älterer, total cooler Typ, Frank heißt er, der hat mehrere von uns Highschool-Schülern darauf gebracht. Der ließ uns probieren, und es war ein sensationelles Gefühl – der ganze Scheiß, mit dem man sich täglich herumplagte, war plötzlich weg. Frank ist genial, mit ihm kann man über alles reden. Er hat mich auch oft zu Hause besucht. Meine Mutter mag ihn, findet ihn höflich und charmant. Neulich sagte sie, sie freue sich, dass ich solche Freunde wie ihn habe, im Gegensatz zu dir. Der Wolf ist ein Kraut, und du weißt, man kann den Germans nicht trauen – das hat sie in Bezug zu dir gesagt …«

Obwohl mir schon öfters solche Vorurteile begegnet waren, hinterließen sie dennoch einen faden Geschmack.

»… clever ist er schon, der Frank«, fuhr Terry fort, »er ist ein Meister der Psychologie, er mimt seelische Verworrenheit und lässt sich immer wieder mal in eine Irrenanstalt einweisen; dort hält er Ausschau nach labilen Patienten und dreht ihnen dann ’ne Droge an. Nachdem sie wieder entlassen sind – meistens geht das schnell –, sucht er die süchtig gewordenen, entlassenen Patienten auf. Die zappeln dann an seinem Angelhaken. Auf diese Weise erweitert er seine Kundschaft.«

Dieser Frank trieb sein Unwesen auch auf dem Campus der Hochschulen, denn auch da gibt es genügend verunsicherte, labile Jugendliche. In einer Kneipe – ich hatte schon einige Biere intus – begegnete ich diesem Dealer zufällig. Von Terry hatte er schon von mir gehört; er sprach mich an, scheißfreundlich grinsend:

»Na, Kumpel, wie geht’s dir so, wie fühlst du dich? Das Bier schmeckt gut?«

»Ja, super. Ich fühle mich glänzend!«, gab ich leicht bierselig zurück.

Er verzog sein Gesicht. »Ich sag dir, wie du dich fühlst: Käsig!«

Er schaute mir in die Augen mit dem hypnotisch charismatischen Blick, mit dem er Leute leicht verzauberte: »Ich habe da was viel Besseres. Im Vergleich dazu ist Bier bloßer Stinkkäse. Hier ist etwas, was dich wirklich in den siebenten Himmel bringt!«

»Kannste vergessen!«, sagte ich entschieden und dachte dabei, dass er froh sein konnte, dass ich ihn nicht bei der Polizei anzeige.

Kornblumenblaue Augen

Beim Mittagessen in der Mensa kam ich zufällig mit zwei Studentinnen ins Gespräch. Bei der einen, die sich als Anastasia vorstellte, deutete das modische Kleid einen wie eine griechische Venusstatue proportionierten, wunderschönen Körper an. Die andere dagegen, die sich Therese nannte, war – um es mittelalterlich auszudrücken – eher »leib-arm«,

also körperlich nicht voll entwickelt, aber sonst recht hübsch. Vor allem aber hatte diese Therese ausdrucksstarke kornblumenblaue Augen. Diese Augen zogen mich in ihren Bann. Sie erinnerten mich an die Augen meiner Tante Annelie, der Schwester meiner Mutter. Als ich noch ein kleines Kind war, hatte sie mich in den Armen getragen und oft mit mir gespielt. Ihre Augen leuchteten wie die Sonne am heiteren blauen Himmel. Und die Augen dieser Therese waren ganz die gleichen.

Bald trafen wir uns jeden Mittag in der Mensa zum Essen und führten angeregte Diskussionen – meistens über die Dinge, die wir in den Vorlesungen zu hören bekommen hatten. Anastasia war die verträumte Tochter eines wohlhabenden Arztes; Therese dagegen ein Waisenkind irischer Herkunft. Sie hatte fast ihr ganzes Leben im katholischen Waisenhaus verbracht und wurde von Nonnen erzogen und geschult. Vielleicht war sie deswegen so wissensdurstig und voller Fragen. Die Theorien des Thomas Malthus, eines britischen Ökonomen aus dem 19. Jahrhundert, beschäftigten sie. Immer wieder kam sie darauf zu sprechen. Bekanntlich vertrat Malthus die These, dass die Landfläche der Erde begrenzt ist; dementsprechend limitiert ist auch die Möglichkeit, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern. Da sich aber die Menschheit aufgrund ihres unersättlichen Geschlechtstriebs viel zu schnell vermehrt, führt das früher oder später zu Überbevölkerung, Hungersnot, Seuchen, Elend und Massensterben.

War es etwa eine Art Urerinnerung an die verheerende Hungersnot in Irland, die in der Seele des schmächtigen Mädchens mit den blauen Augen weiterlebte? War sie deswegen von Malthus so fasziniert? Auch ihre Vorfahren waren wegen des Ernteausfalls in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert. Damals, als der *Phytophthora*-Pilz die Kartoffelernte verfaulen ließ, wurde die Bevölkerung der grünen Insel halbiert. Ein Viertel wurde vom Hungertod dahingerafft, ein weiteres Viertel wanderte aus.

Manchmal ging ich mit den beiden Mädchen aus, ins Museum, ins Konzert oder in eine Studentenbeiz. Ich genoss ihre Gesellschaft. Manchmal zogen sie mich auf: Es gäbe, sagten sie, sogar Männer, die schon sieben-

undzwanzig Jahre alt wären und noch keinen Geschlechtsverkehr erlebt hätten.

Wirklich? Ich war gerade mal zwanzig und hatte mit Geschlechtsverkehr selbst noch keine Erfahrung. Aber mit siebenundzwanzig! Das ist schon recht alt! Warum erzählten sie das? Wollten die beiden auf etwas anspielen? Klar, gerne hätte ich mit Therese geschlafen. Aber wie sollte man das angehen?

An einem Winterabend schenkten die Mädchen mir ein von ihnen mit schöner Widmung signiertes zweisprachiges Büchlein mit den Gedichten eines Poeten namens Friedrich Hölderlin.[7] Ich hatte noch nie von ihm gehört. Was der Dichter da schrieb, verstand ich damals nicht, obwohl es sehr zu mir passte. Erst viel später – erst jetzt eigentlich – verstehe ich die Tiefsinnigkeit des schwäbischen Romantikers:

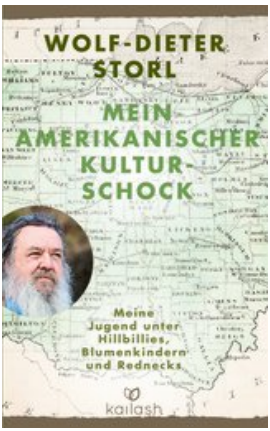
Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vor dem Geschrei und der Ruthe der Menschen.
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Oder aus dem Gedicht »An die Natur«:

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,

7 Prokosch, Frederic (Transl.), *Some Poems of Friedrich Hölderlin*. Norfolk, Connecticut: New Directions, 1943.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Wolf-Dieter Storl

Mein amerikanischer Kulturschock

Meine Jugend unter Hillbillies, Blumenkindern und Rednecks

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
5 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-424-63154-8

Kailash

Erscheinungstermin: August 2017

Hippies, White Trash und Revoluzzer - Wolf-Dieter Storls Abenteuerjahre in den USA

Als Wolf-Dieter Storl elf Jahre alt ist, wandert seine Familie nach Ohio, USA, aus. Nach der Highschool verlässt er das 600-Seelen-Nest inmitten des amerikanischen Mittelwestens, verlässt das Farmland, die wilden Wälder und den gut-deutschen Miniaturkosmos seines elterlichen Zuhauses, und findet sich in der fremden Welt der Großstadt wieder. Als Student der Botanik und Anthropologie lernt er die andere Seite des amerikanischen Traums kennen: die Schattenseiten, den Wahnsinn. Wolf-Dieter Storl erzählt hier endlich einen spannenden Teil seiner Biografie, der in den 60er-Jahren der amerikanischen Kulturrevolution spielt.

Der Titel im Katalog